

# Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

**Abonnementspreis** pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen viertelj. 2.10 Mk., für 2 Monate 1.40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. ausschließlich Postgebühren.

**Redaktion:** Tauchaer Str. 10/21.  
**Telegramm-Adresse:** Volkszeitung, Leipzig.  
Telephon 2721.  
**Sprechstunden:** 6—7 Uhr abends.

**Inserate** werden die 5 gespaltene Zeile oder deren Raum mit 25 Pfg. für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonntage und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauchaer Straße 10/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr. Sonntags und Feiertags geschlossen.

## Tageskalender.

Der Vierhöfott in Rheinland-Westfalen ist beigelegt worden. (Siehe: Gewerkschaftsbewegung.)

Odeffa wird vom russischen Kriegsschiff Potemkin bombardiert. Die Stadt ist in völliger Aufruhr. Man erwartet eine Seeschlacht. (Siehe: Politische Ueberblick.)

Im Hafen von Toban meuterten die Matrosen und schossen auf die Wohnungen der Marineoffiziere. (Siehe: Politische Ueberblick.)

Der russische Hilfskreuzer Teret bohrte im Chinesischen Meer den dänischen Dampfer Prinzessin Marie in den Grund.

## Unmögliches Kraftmenschtum.

Leipzig, 30. Juni.

Die Rolle, die der Reichskanzler bisher als feintönischer Mauerer gespielt hat, scheint ihm oder wenigstens seinen Bewunderern nicht mehr zu genügen. Seine „Erhöhung“ in den Fürstenstand ist ihnen zu Kopfe gestiegen, und sie wollen ihn nun durchaus zu einem heroischen Kraftmenschen nach dem Vorbilde Bismarcks machen, indem sie ihn entweder nachsagen, daß er mit einem Weltkriege schwänger gehe, oder daß er mit abstrakten Vernichtungspläne gegen die Sozialdemokratie im geheimen unablässigen Bemühen wälze.

Auf all das Gerede kann man nur mit dem Berliner Worte antworten: es ginge wohl, aber es geht nicht. So wenig wie sonst ein Mensch, kann der Reichskanzler über seinen Schatten springen, und er wird immer bleiben, was er ist. Einen Vorwurf machen wir ihm daraus gewiß nicht: nemo ultra posse obligatur, niemand kann gezwungen werden, über seine angeborenen Fähigkeiten hinauszuwachen. Wir glauben auch gar nicht, daß sich Fürst Bülow mit den Absichten welterschütternden Kraftmenschtums trägt, die ihm angejöhnt werden; so viel an ernsthafter Reputation hat er nicht zu verlieren, daß er sich nutzwillig auf Gebiete begeben sollte, wo er nicht bloß ein Bein brechen müßte, sondern beide Beine und das Genick dazu.

Man hat demokratischen Parteien oft zum Vorwurfe gemacht, daß ihre Schwäche auf dem Gebiete der auswärtigen Politik liege. Wir wollen nicht weitläufig unter-

suchen, ob und inwieweit dieser Vorwurf begründet ist oder ob er, soweit er begründet sein sollte, nicht gerade mit der ihnen eigentümlichen Stärke zusammenhängt. Demokratische Parteien gehen von dem Grundsatz aus, daß die innere Politik eines Staates ihre auswärtige Politik bestimmt, und nicht umgekehrt, wie reaktionäre Parteien zu behaupten pflegen. Sie setzen zuerst vor der eigenen Tür, was auch in der Politik sehr nützlich und verständlich ist. Möglich, daß sie dabei die komplizierten Wechselwirkungen zwischen auswärtiger und innerer Politik nicht immer genügend im Auge behalten, aber sicher, daß sie diesen angeblischen oder wirklichen Fehler unendlich übertreiben würden, wenn sie dem diplomatischen Klatsch und Tratsch eine übertriebene Aufmerksamkeit widmen wollten.

Niemand hat über diesen Klatsch und Tratsch mit größerer Verachtung gesprochen, als diejenigen zünftigen Diplomaten, denen es die Gunst der Zeitumstände ermöglichte, als Kraft- und Gewaltmenschen zu figurieren. Es sei nur an Bismarck erinnert. Die Diplomatie kann Kriege weder erzeugen, noch verhindern; selbst die „Kabinettskriege“, die im 17. und 18. Jahrhundert florierten, entstanden nicht, nach der landläufigen, von der bürgerlichen Auffassung großzügigen Auffassung, aus souveränen Launen von Fürsten, Maitressen, Ministern, sondern waren tatsächlich Handelskriege, und entsprangen aus ökonomischen Interessenkonflikten der einzelnen Staaten, wie selbst bürgerliche Vorkriege in neuerer Zeit mit allem Nachdruck erhärtet haben. Die Vorstellung nun gar, daß im 20. Jahrhundert ein Minister aus ungestümen Totendran einen Weltkrieg entzünden könne, gehört in den Klatsch, adatsch oder in den Schnulzjiffimus.

Als uns vor ein paar Wochen die Aushängelbogen einer angeblich sozialistischen Wochenschrift, die tatsächlich eine private Preßspekulation war und deren Herausgeber inzwischen ein sonderbares Schicksal erlitten hat, mit der „aufsehenerregenden“ Mitteilung zugehen, daß Fürst Bülow wegen des Marokko-Lärms eine Anfrage an den Generalstab und das Kriegsministerium gerichtet habe, ob das deutsche Heer kriegsbereit sei, beschränkte sich unsere Teilnahme an dieser allernuesten Sensation — unter der Voraussetzung ihrer Nichtigkeit — auf eine Empfindung aufrichtigen Bedauerns darüber, daß der Reichskanzler einen schönen Vogen Kanzleipapiers recht zwecklos vergeudet habe. Gewiß besteht in der Marokko-Frage ein ökonomischer Interessengegensatz zwischen dem Deutschen Reiche und der französischen Republik, aber er ist viel zu gering, als daß es einem Kraftmenschen

gegeben sein könnte, daraus einen europäischen Weltkrieg zu entfachen.

Damit soll keineswegs bestritten werden, daß es gewiß zu den Pflichten einer Arbeiterpartei gehört, den Diplomaten gehörig auf die Finger zu setzen und auch, wenn es nötig ist, auf die Finger zu klopfen. Diese Pflicht des Klassenbewußten Proletariats ist schon in der Inauguraladresse der Internationalen Arbeiterassoziation mit aller Schärfe betont worden. So wenig aus dem Feuerlein der Marokkofrage ein Krieg zwischen Frankreich und Deutschland entbrennen kann, bei dem für die herrschenden Klassen beider Länder unendlich viel mehr auf dem Spiele stehen würde, als das ganze Marokko wert ist, so möglich oder sicher ist es, daß die deutschen und französischen Diplomaten mit diesem Feuerlein spielen, um sich wichtig zu machen. Und da diese Wichtigkeit allerdings die Beziehungen zwischen den beiden größten Kulturvölkern des europäischen Kontinents verbittern und vergiften kam, was speziell den wichtigsten Interessen der Arbeiterklassen beider Länder widerspricht, so ist es sicherlich auch eine Pflicht der deutschen und der französischen Sozialdemokratie, dem windigen Intrigenspiel der Diplomatie entgegenzutreten.

Aber man muß dabei die richtige Grenze innehalten und, bei gründlicher Prüfung unserer Weltanschauung gemäß, sich stets vergegenwärtigen, daß die internationalen Beziehungen moderner Kulturvölker sich nach ändern Gesetzen regeln, als nach den mehr oder minder genialen Versuchen diplomatischer Kraftmenschen. Auf das bloße Geschwätz solcher Bewunderer hin möchten wir dem Reichskanzler noch nicht die Absicht unterstellen, daß er sich als Gewaltmensch vom Schlage Bismarcks auf der europäischen Bühne introduzieren wolle, jedoch dürfen wir nicht dazu helfen, dies Behauptung aus dem komischen Fach in die Region ernsthafter Politik zu erheben.

Ähnlich steht es mit den Kraftmeiereien, die dem Fürsten Bülow gegen die Sozialdemokratie unterstellt werden, worauf wir gelegentlich zurückkommen werden.

## Der Krieg in Ostasien.

Das japanische Heer hat sich zu gemeinsamer Vorgehen vereinigt.

Tokio, 30. Juni. Nach Meldung, die hier eintraf, hat sich das 6. und 7. japanische Armeekorps unter dem Kommandanten Takahira und Ukiama bei Wengata auf dem halben Wege zwischen Kirin und Wladiwostok vereinigt, um gemeinsam die Belagerung von Wladiwostok aufzunehmen.

# Unterstützt die ausgesperrten Zigarettenarbeiterinnen in Dresden!

## Seuilleton.

### Die Geschichte des Diethelm von Buchenberg.

Von Berthold Kuerbach.

(Nagelbrett verboten.)

Den Munde bei seinen Schafen hatte sie längst vergessen, ja, sie sah jetzt, daß er nie zu ihr gepaßt habe; aber hier tat ihr die Wahl weh zwischen dem Rautenkranzsohn, der hier Kellner war, und dem Amtsverweser. Der Kellner war eine gutartige und heitere Erscheinung, aber es hatte doch etwas Abstoßendes, daß er hier jedermann bediente und gegen alle Welt freundlich und unterwürfig sein mußte. Das behagte dem hoffärtigen Wesen der Fränz durchaus nicht. Wenn er ihr bei der Tafel eine Schüssel reichte und dabei einige freundliche Worte sprach, schämte sie sich fast, ihm zu antworten; zwar erinnerte sie sich wieder, was er daheim zu bedeuten habe, und wie er mehr sei, als viele, die er hier bediente; aber eben dieses Bedienen gefiel ihr nicht, und dann konnte der Kellner nie einen Spaziergang, viel weniger eine Ausfahrt mitmachen, er mußte froh sein, wenn er eine Stunde von fünf bis sechs Uhr nachmittags erübrigte, um an den Hauspfosten gelehrt, eine Zigarre zu rauchen, die er schnell verbräuh, wenn ein Gast kam. Dennoch hatte Fränz nicht recht den Mut, ihn von ihm abzuwenden, ja sie dachte sich aus, wie alles schon anders würde, wenn sie einmal ein eigenes Wirtschaftshaus hätten. Der Amtsverweser war äußerst zurückhaltend, obgleich er mit an derselben Tafel speiste; er schien mehreren Damen den Hof zu machen, die er oft auf Spaziergängen begleitete, Glücklicherweise aber man konnte nun nicht laugen, daß die Ansprache der

Fürstin von \* daran schuld sei — hatte der Amtsverweser sie und den Vater just den Tag vorher begleitet und viel mit Fränz gelacht; er setzte nun diese Annäherung mit großer Beständigkeit fort, überbrachte selbst die Einladung zum Kurhausball und schickte am Abend desselben den erlesensten Blumenstrauß, eine Aufmerksamkeit, mit der ihm jedoch der Rautenkranzsohn zuvorgekommen war. Es waren beide wohl zu beachtende Bewerber. Der Rautenkranzsohn war jünger und farbiger, in seinem vollen, wohlgekammt braunen Haar sah man stets die frischen Furchen der Bürste und den weichen Scheitel; der Amtsverweser war blässer und mit einer avancierenden Gluke versehen. Fränz hielt die beiden Sträucher der Bewerber in der Hand und betrachtete sie lang, sie überlegte, welchem Strauß und welchem Geber sie den Vorzug gönnen sollte, ihre Wangen glühten, sie war nicht dem Zufall ergeben genug, um eine Blume mit „Liebt mich“ und „Liebt mich nicht“ zu zerpflücken, sie bedachte, daß der Rautenkranzsohn allerdings seine Vorzüge hatte, er stand ihr näher, sie kannte seinen Lebenskreis genau und konnte sich frei darin bewegen, auch war er gut geartet und leicht zu beherrschen, nicht so sehr wie Munde, aber doch lenkbar genug, und sie hatte sich ja einst als schönstes Ziel gedacht, Frau Rautenkranzsohn zu werden; aber Frau Amtmännin und in Zukunft Frau Regierungsrätin — das ist doch schöner, und ein Narr ist, wer das Höhere erreichen kann und sich mit Geringerem begnügt. Fränz war entschlossen, den Blumenstrauß des Amtsverwesers zu nehmen; aber während des langen Besinnens hatte sie vergessen, ob der in der Rechten oder in der Linken von ihm kam, sie waren so ähnlich. Jetzt erinnerte sie sich, daß der in der Rechten der gültige war, aber in der Verwirrung hatte sie die Sträucher niedergelegt und dieses Verfall zerstückt. Wenn aber kein richtiges Kennzeichen war, so konnte ja der Amtsverweser nichts merken? Wer weiß indes, ob er nicht doch ein geheimes Kennzeichen hat. Fränz war ganz heraufst, von der blumenbüscheligen Werbung, sie eckte die Treppe hinauf und

wollte den Kellner fragen, welcher Strauß von ihm sei, aber nicht der Gedanke, welche eine tüchtige Gärtin hierin lag, hielt sie plötzlich fest, sondern die Erinnerung, daß sie ja, dann eine offensbare Entscheidung machen müsse und einen Freier aus der Hand gebe, bevor sie des andern gewiß sei, und jetzt tat sich ein neuer und glücklicher Ausweg auf, sie wollte gar keine Blumen mitnehmen und dem Amtsverweser sagen, sie habe deren so viele von unbekannteren Verehrern bekommen, daß sie alle daheim gelassen. Das wird ihn fixieren und rasch zugreifen machen, und dann ist die Entscheidung da.

Und so geschah es auch.  
Wieder unter rauschender Musik wurde Fränz zum zweitenmal verlobt. Der Amtsverweser hatte in unerklärlicher Jaghaftigkeit gewünscht, daß die Verlobung noch einige Zeit geheim gehalten werde, mindestens bis er seine täglich erwartete Bestallung als stellvertretender Staatsanwalt erhalten habe, aber Diethelm war nicht gewillt, nur einen Tag der Ehre verlustig zu gehen, die ihm aus dieser Verlobung seiner Tochter entsprang; er sagte dem Einwand seines Schwiegersohns, daß er wegen des neu zu übernehmenden Amtes vor kommendem Frühling nicht heiraten könne, dahin fest, daß Fränz während dieser Zeit noch in ein Erziehungsanstalt, eine „Schnelbleiche“, wie er es spöttisch bezeichnete, getan werde, um ihrer neuen Stellung gerecht zu werden. Bis dahin wollte er auch sein neues Anwesen in Buchenberg verkaufen und, wie er doch schon lange vorhatte, nach der Kreisstadt ziehen.

Die warme Quelle hatte weder Diethelm von seinem Froste, noch seine Frau von der Abgeflogenheit ihrer Finger befreit, man getröstete sich der Nachwirkung.

Nur Fränz hatte erreicht, was sie wollte, und die Eltern erzeuhten sich bei der Heimfahrt im Sprechen über das Glück ihres Kindes und vergaßen darüber alle Körperleiden und alles Leid in der Seele.